TAGEBUCHBLÄTTER UM EINE JAHRHUNDERTFEIER

CARL AUGUST WEBER

16. Mai 1948. — Nun werde ich also in dreifacher Eigenschaft nach Frankfurt zur Jahrhundertfeier der Paulskirche fahren: Als Teilnehmer am Schriftstellerkongreß, der im Rahmen der Festwoche stattfindet, als Berichterstatter des „RUF“ und ein wenig auch als Historiker, der sich vorläufig neugierig fragt, wie man wohl eine Gedenkfeier für einen historischen Fehlschlag aufziehen wird, der eher hundertjährige Tränen als Festglocken verdient. Man hat mir erzählt, die Arbeiter hätten sich geweigert, die gewaltige Hetzarbeit am Wiederaufbau der Paulskirche fortzusetzen, wenn diese heute von Niemöller geweiht werden sollte. Ich erkundige mich, ob der Bericht stimmt. Er stimmt. Ich finde, die Frankfurter Arbeiter sind sehr vernünftige Arbeiter. Ich schenke mir das Studententreffen, auf dem Minister a. D. Severing sprechen wird; er wird einiges Interessante zu sagen haben, er war ja schließlich preußischer Innenminister in der Zeit, da die Akademischen Wehrausschüsse sich der selbstmörderischen Duldung seines Ministeriums erfreuten. Die Sportveranstaltungen im Stadion schenke ich mir auch, denn schließlich wird das ganze Jahr Fußball gespielt. Ob die Herren des Professorenparlaments vor hundert Jahren zu der Sportfeier gegangen wären? Aber es muß ein innerer Zusammenhang doch wohl bestehen; genau so wie für die Modenschau, die man anlässlich der Jahrhundertfeier im Zoologischen Garten veranstalten wird. Nicht für die Affen, wie mir später ein Wärter versichert, sondern für die auswärtigen Gäste. Ich argwöhne, daß die innere Beziehung zwischen diesen Veranstaltungen und der Paulskirchenfeier irgendwie mit den Eintrittspreisen und der Besucherzahl zusammenhängt. Und so fahre ich erst heute abend von München ab.

17. Mai. — Am Frankfurter Hauptbahnhof empfangen mich schwarz-rot-goldene Fahnen, viele schmutzige und abgerissene Kleinschwarzhändler, die sich um die Fahnen nicht kümmern und mir teure Zigaretten anbieten, und viele Polizisten, die gut und energisch aussehen und sich nicht um die Schwarzhändler kümmern. Außerdem gibt es ein Quartieramt für die ankommenden Gäste, aber da ist noch niemand da, weil ein anständiger Gast der Stadt Frankfurt natürlich nicht um sechs Uhr früh ankommt. Ich gehe also spazieren; selbstverständlich zur Paulskirche. Ich gehe durch die Münchner Straße, die früher Kronprinzenstraße hieß. Und fühle mich als Bayer geehrt. Am Schauspielhaus steht Bismarck nicht mehr auf seinem Denkmal, dafür ist aber die Plastik Elkan „Den Opfern“ wieder aufgestellt. Und in den Anlagen sehe ich überrascht auch das Heinedenkmal wieder, das die Nazis Anno 33 an einer andern Stelle der städtischen Anlagen entfernt hatten. Die Nazis waren eben doch so umsichtig, wie man als guter Deutscher sein muß: Sie raubten in Frankreich Racine-Gedenkplatten und Fontaine-Büsten und transportierten sie zwecks Munitionsfabrikation nach Deutschland. Aber die „entarteten Machwerke“ jüdischer Künstler, die sie am Platze hatten, hoben sie uns über ihre tausend Jahre hinweg sorgsam auf. Besten Dank noch nachträglich. Die heutigen Stadtväter stehen ihnen übrigens an kultureller Erfindungsgabe nicht nach. Anstatt die Trümmer an den Straßen zur Paulskirche wegzuräumen, was wahrscheinlich statt der Hundertjahrfeier eine Zweihundertjahrfeier erfordert hätte, haben sie sämtliche Kiefern ihres Stadtwaldes abgeholzt und lyrisch auf die Trümmer gepiekt. Ein Mann auf einer Feuerwehrleiter bringt schwarz-rot-goldene Fahnen an leergebrannten Fensterhöhlen an. Als Dekoration wirkt es leider symbolisch.

Die Paulskirche ist fertig, nur am Turm fehlt noch ein ganz kleines Stück. Aber das große silberne Kreuz strahlt in der Sonne hell über dem Stahlgerüst. Die Arbeiter haben es noch geschafft, das Kreuz zu setzen, die Arbeiter, die sich weigerten, Niemöller die Kirche weihen zu lassen. Kreuz, Arbeiter, Niemöller: Eine erfreuliche Lösung. Nun steht die fertige Paulskirche zwischen den Trümmern einer noch älteren Tradition, dem Römer (historisches Monument, Entnahme von Baumaterial verboten), der Altstadt mit der Baustelle Goethehaus (Besitz der Nation); Sie steht da und geniert sich ein wenig. Ich verstehe sie, es geht mir wie ihr. Ich stehe zwischen den Frankfurtern, die so miserabel gedrängt wohnen müssen und die sich die Paulskirche vorläufig nur von außen ansehen dürfen (programmgemäß Besichtigung der Kirche für das Publikum am 22. Mai), und ich geniere mich auch ein wenig. Denn auf meiner Einladung stand: Am 22. Mai für den Schriftstellerkongreß Rheindampferfahrt. Sekt und Wein wurden gestiftet...

Auf dem Quartieramt hat man kein Quartier für mich vorgesehen. Aber ich habe Verwandte in der Stadt, die geben mir ihren Hausschlüssel. Leider schließt der Schlüssel nicht, als ich in der Nacht herein will; die Schelle funktioniert nicht; die Hotels sind überfüllt. Ich übernachtete in einer Ruine; den Tapetenresten nach zu urteilen, die ich beim Streichholzlicht erkenne. Ist es ein Wohnzimmer. Ich schlafe gut so. man hat praktische Erfahrungen darin. Merci.

18. Mai. — Ab acht Uhr läuten Glocken: die neuen Paulskirchenglocken, alle Glocken Frankfurts, die Gedächtnisglocke der Paulskirche. Man verzeihe mir die Reminiszenz,

aber so läuteten hier auch die Glocken, als ich während des ersten Weltkrieges, noch ein Kind, in den Straßen Frankfurts verständnislos Siegesnachrichten vernahm. Seitdem man Glocken zum Einläuten von Kriegen benutzt wie zur Vesper, mag ich Glockenläuten nicht mehr. Objektiv aber: es klingt sehr feierlich. Und das ist wohl beabsichtigt.

Der akademische Festakt in der Universität ist akademisch, dazu ist er verpflichtet. Es gibt neue Ehrendoktoren, darunter Paul Hindemith. Ich freue mich darüber, denn er komponierte in meiner Jugendzeit hier im Frankfurter Kuhhirtenturm herrliche Musik, die uns um so mehr begeisterte, als unsere Eltern uns ob dieser Begeisterung beschimpften. Unsere Eltern hätten sich über die Jahrhundertfeier gefreut, sie waren gewissermaßen von 1848 übriggeblieben. Sie waren gute Demokraten und liebten den Fortschritt theoretisch. Prof. Hutchins von der Universität Chicago stellt fest, daß wir es heute schwerer haben als die Männer von 1848. Gottlob, daß man das wenigstens am Michigansee weiß; aber Hutchins ist taktvoll und spricht nicht von der Achtundvierziger-Niederlage; er hofft auf unsern Erfolg. Vertrauen ehrt. Der Rektor der Frankfurter Universität, Prof. Hallstein, ist ein schmaler, durch-

DER LIEBESBRIEF

Von HELLMUT VON CUBE

*Er stand am Fenster.
Seine Augen sahen
dem Abend zu
und wie des Knaben
schon vergessener Propeller
den Märzwind aufschrieb
unruhig, rastlos wirbelnd
der Nacht zu.*

*Er aber sah, die seinem Herzen
sichtbar geworden war,
die ihn mit Gier, mit Zartheit,
mit Entzücken schlug
und wog Versuchung und Verzicht
und sann
und sagte nein.*

*Dann nahm er,
dicht darnach
(was war dazwischen,
süß, dunkel, winzig,
eine Blindheit, eine Schwebel?)
den weißen Bogen
und er schrieb,
als hätte er
beinah die Welt verloren,
jubelnd, febrig,
mit Blut und Fittich
Ja und wieder Ja.*

geistiger Mann. Er verteidigt die Freiheit der Wissenschaft gegen die Politik; weiß er, daß er in diesem Kreis vielleicht der einzige politische Mensch ist?

Kurz vor drei Uhr versammeln wir uns in den Römerhallen. Wir, das sind die Teilnehmer am Eröffnungsfestakt in der Paulskirche. Auf meiner Karte steht: Block IX, Reihe 12, Platz 12. „Wo ist der Blockführer X?“ schallt es aus einem Lautsprecher. Ein junger Herr rennt beflissen nach vorn. Und dann begeben wir uns gemessenen Schrittes, in Viererreihen, über den Römerberg zur Paulskirche. Polizisten bilden ein enges Spalier, um uns gegen die Menge zu schützen, die sich neugierig hinter ihnen drängt. Aber ich habe keine Angst. Ich kenne die Frankfurter und weiß, sie wollen uns nichts tun. Sie wollen uns nur sehen. Weiß Gott warum. Aber es muß sehr interessant sein. Hundert Jahre vor Goethe schrieb ein umherreisender Magister von ihnen: „Die Rasse ist neugierig und faselhaft.“ Aber es sind geduldige Leute, und darum sind sie schon am Vormittag auf die neuen Dächer der leeren Ruinen geklettert, sie hängen am Gerüst der Paulskirche und sitzen auf den Laternen: nur um Leute zu sehen, die sie nicht kennen. Der Festakt selbst ist eine historische Einmaligkeit unter den historischen Festakten. Man feiert die Erinnerung an die 48er-Revolution, an die 48er-Paulskirche, an den Verfassungsentwurf von 48. Artikel I dieser Verfassung galt der deutschen Einheit. Und ich höre ein „Frankfurter Konzert 1948“, die Leonorenouvertüre, den Vertreter des Gemeindetags, den Frankfurter Oberbürgermeister, eine Festrede von Fritz von Unruh: Nur das Wort deutsche Einheit höre ich während des ganzen Festaktes nicht ein einziges Mal. Honny soit qui mal y pense. Der Direktor der

amerikanischen Militärregierung für Hessen, Dr. Newman, scheint ein feineres Empfinden für die Bedeutung des Tages zu haben. Er verzichtet darauf, das Wort zu ergreifen, weil 1848 und die Paulskirche nun doch eine rein deutsche Sache seien.

Fritz von Unruh spricht; das Erlebnis dieser Tagung. Er spricht von seinem Leben, und er schildert damit die Tragödie unserer Zeit. Zweifellos hat er diese autobiographische Form seines Vortrages gewählt, um ein rein historisch-politisches Referat zu vermeiden. Die Gewalt des politischen Schicksals aber überwältigt ihn, selbst in der Erinnerung; als Unruh von dem tragischen Jahr 1940 spricht, bricht er ohnmächtig zusammen. Nein, er bricht nicht zusammen, er bleibt weiß und starr stehen, bis man ihn hinausträgt. Aber nach der Beethovenouvertüre kommt er wieder, immer noch bleich, beginnt leise, steigert sich zu einem Bekenntnis zum Einzelwillen, den er der Vermassung von rechts und links entgegenschleudert. Die Versammlung ist gepackt. Einen Augenblick lang sprüht Feuer auf in den Männern im dunklen Anzug, die da in dem weißgetünchten Paulskirchenraum sitzen. Aber nur einen Augenblick lang. Als sie in dem neuen Erdgeschoß, das es früher nicht gab und das mit seinem weißen Säulenumgang, der indirekten Beleuchtung und einem herrlichen Rosenschmuck an ein modernes Theater Vestibül erinnert, als sie da wieder ihre Zigarette entzünden, sind sie neuerlich ganz Herren im dunklen Anzug, Herren, die sich nur historisch erinnern wollten. Festakteilnehmer, aber beileibe keine Aktivisten. Nein, bitte sehr, das stand nicht auf der Einladung. Sonst wären sie vielleicht nicht gekommen.

19. Mai. — Deutscher Schriftstellerkongreß. Viel Prominenz von vorgestern und heute. Bis zum letzten Augenblick hat man auf das Eintreffen der Schriftsteller aus Berlin und der Ostzone gewartet. Sie kommen nicht. Es ist nicht ganz klar, warum sie nicht kommen; dürfen sie nicht, wollen sie nicht, oder haben sich im letzten Augenblick unüberwindliche Schwierigkeiten ergeben? Sicher ist eins: die Anwesenden bedauern einmütig, daß ihre Kollegen aus der Sowjetzone nicht dabei sind.

Frankfurt besitzt heute ein merkwürdiges Klima. Alles, was man hineintaucht, erhält eine politisch-soziologische Note. Das macht alle Diskussionen in Frankfurt interessant und einseitig. Ich konnte das schon im März bei der französischen Kulturwoche feststellen, heute finde ich es bestätigt. Vom ersten Referat an scheiden sich die Lager: Der Schriftsteller als Diener der Freiheit, als Arbeiter am Werk der Gesellschaft; Littérature engagée. Oder der Diener als Wahrer der Freiheit, als Hüter der Kunst; Littérature pure. Ueberhaupt fällt mir auf diesem deutschen Schriftstellerkongreß auf, daß man französische Worte wählt, sobald man einen Begriff präzise definieren will. Interessante Köpfe: Rudolf Alexander Schröder, das Urbild der Bescheidenheit, der alte Herr mit den gutmütigen Augen, der nur einmal böse dreinschaut, als man etwas gegen ihn sagt. Ich hab's gar nicht gleich gemerkt, aber ein Zeichner hat mir nachher die Skizze gezeigt. Elisabeth Langgässer, von der ein Kollege sagt: Man kann sich kaum vorstellen, daß eine Frau, die so faszinierend aussieht, so schreckliche Dinge sagen kann. Sie hat schreckliche Dinge gesagt. Sie hat sehr interessant und chaotisch davon gesprochen, daß die rationalen Mechanismen unmodern seien. Wenn man ihr glauben wollte, dann gehört die Zukunft der Offenbarung oder der Dämonie: das hat sie aber nicht mehr gesagt. Gott sei Dank ist sie eine Frau und sagt etwas anderes als sie tut. Darum stehen in ihren Büchern eine ganze Menge Dinge, die sie heute verdammt hat. Rudolf Hagelstange ist reiner Poet; solange er nicht politische Zwischenrufe macht. Er spricht in schönen Bildern, die nicht immer stimmen.

In den Friedberger Anlagen, am „Uhrtürmchen“, an dem ich vorübergehe, stand einmal eine Synagoge. Die Frankfurter Nazis haben sie niedergehauen. Die Frankfurter Antinazis haben einen Gedenkstein an der Stelle errichtet. Daneben wehen jetzt für eine Woche schwarz-rot-goldene Fahnen. Und an den Ruinenmauern, unmittelbar zur Seite, prangt eine gut erhaltene Inschrift in weißer Oelfarbe: „Volk ans Gewehr!“ Wenn es nicht so traurig wäre... Ich komme mir vor, wie in einem schlecht geleiteten Museum für politische Zeitgeschichte.

Am Nachmittag spricht Eugen Kogon auf dem Kongreß der Europäischen Union in der Paulskirche. Kogon, der Verfasser des „SS-Staates“. Er spricht lang und schön über die Notwendigkeit der europäischen Union. Man hatte gerade im Haag eine internationale Sitzung; auch heute sind ausländische Vertreter anwesend. Sie haben auch gesprochen, der Holländer, der Franzose, der Engländer. Sie sind alle guten Willens; sie glauben alles, was sie sagen. Aber man glaubt nicht alles, was sie sagen. Wir sind skeptisch geworden. Sie wollen einen europäischen Bundesstaat, sie wollen die Parlamente dafür gewinnen, sie wollen... Kogon sagt, sie seien Realisten. Das wäre erfreulich. Aber ich glaube, sie übersehen die Rolle des Dollars ein wenig. Nach dem letzten Kriege klangen die Dinge ähnlich; sie sind liebenswerte Idealisten.

20. Mai. — Auf dem Schriftstellerkongreß gibt es Tumult. Man weiß nicht genau, ob der Kongreß pro-kommunistischen oder anti-kommunistischen Tendenzen huldigt. Der politische Zündstoff droht zu explodieren; alle bemühen sich, etwas zu löschen, was noch nicht brennt. Dabei sagt